

Eine Redaktionsbemerkung in den „D. N.“ bringt nach „Schutz der Einheimischen“ zum Ausdruck, daß unsere einheimische Arbeit und unsere Ware durch den Zollvertrag mit der Schweiz in Zukunft geschützt werde. In einer Hinsicht ja, denn was dann die Schweiz nicht einführen läßt, dürfen wir dann eben auch nicht einführen. Aber gerade so wie die Liechtensteiner bemüht waren, ihren Bedarf mit verhältnismäßig billigen Waren zu decken, so haben es auch die Schweizer nicht verjäumt, billig einzukaufen. Ob sie dann dieses oder jenes noch ein bißchen verzeihen mußten, fällt nicht so schwer ins Gewicht. Wenn auch Schweizerhändler Führen hinübernahmen, so drückte das den einheimischen Markt nicht, was bei unserer Kleinheit und jetzigen Geldarmut doppelt auffiel. Ebenso wird es sich bei uns auch mit der Arbeit verhalten, denn eine konfurrenzlose Speise ist unsern Leuten unangenehm. Das bewies zur Genüge der Handel während der Kriegsjahre.

Mir kam vor, daß der Herr Redaktor der „D. N.“ durch jene Bemerkung über den Handelsvertrag mit Oesterreich einfach wieder einmal dem Prinzen Eduard eins verjehen wollte. Der Herr Redaktor gab doch deutlich zu verstehen, daß der Handelsvertrag mit Oesterreich schlecht sei. Er wollte ihn besser haben und dennoch die einheimische Arbeit und Ware schützen. Das reümt sich sehr schlecht, bei unsern voraussichtlich noch lange dauernden Valutunterschieden. Auch der Zollvertrag mit der Schweiz wird daran nichts ändern können, wie wir vorhin gesehen haben.

Uebler stehen wir zu Oesterreich betreff der Eisenbahn. Ich meine da nicht etwa die Streitzeiten, denn dafür kann die Behörde nichts und der Arbeiter kann auch gezwungen sein dazu. Es ist mir vielmehr um den Tarif zu tun. Es wäre doch möglich, in Feldkirch oder Buzs, je nach Richtung der Fahrt, für Durchreisende Frankenzuschläge einzuhaken und für Fahrkarte im Lande Frankenpreise festzusetzen. Soviel mir bekannt ist, zahlt unser Fürst ein bedeutendes an den Auslagen, die durch den Währungsunterschied erwachsen. Es kann aber auf Gottes Welt niemand verlangen, daß der Fürst oder das Land die Auslagen zahlen, zu denen sie derzeit gezwungen wurden. So international vermögen wir nicht zu denken.

Die Post wird jedenfalls im Laufe der nächsten Zeit von der Schweiz übernommen werden.

Der Solidarismus.

Der Kapitalismus, wie er sich im 19. und 20. Jahrhundert herausgebildet hat, brachte uns einen ungeahnten technischen und wirtschaftlichen Aufschwung. Aber der Wert des ganzen Aufschwunges, der ganzen Blüte ist nur ein scheinbarer. Das Gebäude, das er aufgerichtet hatte, in aller Kühnheit und stolz, steht nur auf tönernen Füßen und es kracht in allen Fugen. Die Schattenseiten des Kapitalismus sind weit größer gewesen als die Lichtseiten. Denn der Kapitalismus hatte nicht nur eine technische Seite, sondern ebenso sehr auch eine kulturelle. Er hat die geordnete wirtschaftliche Freiheit ins Maßlose gesteigert. Dadurch wurden die schlechtesten Zustände im Menschen geweckt. Die Erwerbssücht durchdrang alle Schranken von Recht und Gesetz, von Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Darum spricht man von einem kapitalistischen Geiste, der zum Mammonismus ausgeartet ist. Die Beherrscher des Kapitalismus machten die Freiwirtschaft zugiglos und warfen die Nichtgehörigen in eine unerbittliche Knechtschaft. So wurde ein großer Teil der Menschheit geboren, statt, um die Naturkräfte zu beherrschen, zum abhängigen Werkzeug derselben. In seiner unerträglichen Maffigkeit und Gewinnsucht schreckte der Kapitalismus nicht davor zurück, die Familie auseinander zu reißen, Frauen und Kinder wurden zur Fabrikarbeit gezwungen. So hat der Kapitalismus statt einer kulturellen Hebung eigentlich einen beschämenden kulturellen Rückschritt gebracht. Darum geht schon seit langem durch die Menschheit, insbesondere durch die große Masse der unteren Volksklassen, der Befähigung, ein heißes Sehnen nach einer besseren Wirtschaftsordnung. Viele Jahre glaubten viele, daß der Sozialismus diese Aufgabe erfüllen werde. Aber auch der Sozialismus hat versagt. Sein letztes Wort ist heute: Diktatur des Proletariates. Auch damit wird der Menschheit nicht geholfen, es werden nur die Rollen getauscht, es werden nur andere Unterdrückter und sagen wir andere Ausbeuter an die Stelle der bisherigen treten.

Solidarismus ist das schöne Wort, das sich die christlichsozialen Arbeiterbewegung auf ihre Fahne geschrieben hat. Auch wir sind der festen Überzeugung, daß eine andere Wirtschaftsordnung, vorab eine andere Wirtschaftsauffassung, angestrebt werden muß. Die kapitalistische hat versagt, so wie nun auch die sozialistische versagt. Sie mußten versagen, weil beide aufbauen auf dem öden Grunde des Materialismus. Ohne Wühlpflanze sittlicher, ethischer, ja sagen wir nur freiheraus, religiöser Kräfte, wird es niemals möglich sein, eine bessere Ordnung zu schaffen. Und das bessere zu erstreben und zu schaffen soll doch das Ziel aller sein. Darum lehnen wir den Kapitalismus ab, wie auch den Sozialismus. Solidarismus heißt unsere Devise. Das Wort ist eigentlich erklärt in dem Satze: Einer für alle, alle für einen. Nicht im Kampfe aller gegen alle, wie ihn heute der Sozialismus darstellt, sondern in der Zusammenarbeit aller für alle liegt das Heil der Menschen.

Nun ist allerdings der Solidarismus ein noch zu allgemeiner Begriff, um von allen klar erfaßt zu werden. Es wird eine erste Aufgabe sein, den Begriff deutlicher zu begrenzen, genau zu markieren.

Die erste Bedingung für einen wahren, lebendigen Solidarismus ist die Befolgung der Lehre Christi. Christus hat als oberstes Gebot aufgestellt den Satz: „Du sollst Gott deinen Herrn lieben aus deiner ganzen Seele und mit allen deinen Kräften.“ Dann sagt er weiter: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ In der Befolgung dieser zwei Lehren liegt das Glück der Menschheit verankert. Ohne dies gibt es niemals ein wahres Menschheitsglück. Wie weit sind wir aber heute davon entfernt! Wie hat sich die Menschheit verstrickt in Haß und gegenseitige Feindschaft! Zuerst müssen wir ablassen von den Befehlen des Vntes und des Hasses, müssen Rücksicht halten zu den großen Gesetzen der Menschheitsolidarität und der Brüderliebe, gegenseitigen Vertehens und Nachgebens, Rücksicht zu den unwandelbaren Sittengesetzen Gottes.

Wie soll der Solidarismus in wirtschaftlichen Leben sich gestalten? Diese Frage sucht ein Schriftsteller, Namens Kral, in seinem Buche: „Der christliche Sozialismus oder Verfassung von Christentum und Sozialismus“ zu beantworten. Nach ihm bedarf der egoistische Trieb selbst beim besten Christen einer äußeren Schranke. Ohne Zwang geht es im wirtschaftlichen so wenig wie im politischen und kulturellen Leben. Wir müssen daher eine Planwirtschaft haben, ohne die individuelle Freiheit zu erschöpfen. Soziale Ordnung und individuelle Freiheit zugleich. An Stelle der Freiwirtschaft muß die nach innen freie, nach außen gebundene Wirtschaft treten, die einerseits die Individualität der Menschen nicht unterbindet, andererseits aber diese Individualität hindert, zum Schaden der Mitmenschen sich auszuwirken. In den Dienst der Allgemeinheit stellt. Das ist Solidarismus. Die Produktion muß dem Bedürfnis entsprechen, arbeitsloses Einkommen u. Anhängen großer Reichtümer ist als unrichtig zu verhindern. Jeder Arbeitende hat nach dem Grundsatz: Jeder nach seinen Fähigkeiten, jede Fähigkeit nach ihrer Leistung, ein Recht auf ein bestimmtes Mindest- und Höchstvermögen. Jeder Mensch hat die Pflicht zur Arbeit. Alles Eigentum ist gebunden an die Erfüllung gewisser Pflichten und findet seine Grenzen an den Lebensgrenzen der Gemeinschaft. Es gibt kein schrankenloses Eigentum des Menschen an den Gütern der Erde. Grund und Boden sind Güter der Natur und als solche lediglich in der Verwaltung des Menschen und nicht sein absolutes Eigentum. Das Privateigentumsrecht ist lediglich ein Verwaltungsgewalt und an die persönliche Arbeit gebunden. Aber wie soll das durchgeführt werden? Mit Gesetzen allein kann das nicht gemacht werden. Das muß sich allmählich herausbilden. Und ein bestes Mittel hierzu wäre die Genossenschaft. Die Genossenschaft ist von Seite der Arbeiterschaft viel zu leicht genommen worden. Wenn wir christlichsozialen auch prächtige genossenschaftliche Unternehmen besitzen, so muß auch bei uns gesagt werden, daß man den Gedanken der Genossenschaft als solchen viel, viel zu wenig Aufmerksamkeit schenkte. Durch die Genossenschaft allein kann eine bessere Wirtschaftsordnung geschaffen werden. Doch auch diese nur dann, wenn alle Glieder getragen sind von einem hohen, sittlichen Geiste der christlichen Solidarität.

„Christl. Gewerkschafter“.

Christentum und Sozialismus.

(Eingefandt.)

Im Hirten schreiben auf den eidgenössischen Vertag 1920 haben die hochw. schweizerischen Bischöfe vor dem Sozialismus, dem vordersten Träger der Revolution gewarnt und erklärt: Unvereinbar mit dem Christentum ist die Grundlage des Sozialismus: der vollendete Unglaube oder Atheismus.

Das bischöfliche Hirten schreiben, das in der Schweiz und auch hier in Liechtenstein von allen Kanzeln verlesen wurde, sagt nur die Wahrheit und zwar in einem ruhigen Ton. Die sozialistischen Zeitungen aber haben hievon Anlaß genommen zu Schmähartikeln. Auch ein schmähschriftlicher ist erschienen und wurde massenhaft verbreitet, das auch hier im Liechtenstein, besp. id. es in Walzer's Eingang gefunden hat. Sie schimpfen, als hätten die Bischöfe den Sozialisten schweres Unrecht zugefügt. Wie steht die Sache?

1. Die Religion des Sozialismus.
Wir reden im Folgenden nicht von der Religion dieser oder jener Mitglieder sozialistischer Vereine oder Gewerkschaften, sondern vom System des Sozialismus, wie es von den Gründern und ersten Wortführern aufgestellt und entwickelt worden ist: von Karl Marx und Engels, von Kautsky und Bebel. Wir erkennen die Grundlagen des Sozialismus im Verhältnis zum Christentum aus den Schriften der Genossen, welche speziell über Religion und Weltanschauung geschrieben haben: neben Bebel ein Dieggen, Douai und andere, bis zum sozialistischen protest. Pfarrer Paul Pflüger in Zürich.

Die Gründer des Sozialismus lassen in ihren Schriften keinen Zweifel, daß sie mit ihrem System auf dem Boden der materialistischen Welt-, Lebens- und Geschichtsauffassung stehen. Als Darwin und Häckel die Entzündungstheorie aufgestellt hatten, jene Theorie, deren konsequenter, für die modernen Menschen so schmeichelhafter Schlußsatz lautet: Die Menschen stammen vom Affen ab, haben die Sozialisten diese sogenannten Resultate moderner Wissenschaft begierig aufgenommen und vollends zur Grundlage ihres Systems gemacht. Nun um diese Gründe bescheiden wir sie nicht, wenn sie vom Affen abstammen wollen. Dieggen mußte allerdings gestehen, Dubois Raymond habe mit Recht behauptet, daß dieses Naturerkennen nur das Erfahrmittel für eine Erklärung sei. Derselbe Dieggen schreibt: „Unsere Sozialdemokratie ist die notwendige Konsequenz einer religionslosen weltlichen Denkungsweise.“ Was Dieggen schreibt über den Glauben an Gott, an die Unsterblichkeit der Seele, über ein Wiedersehen in der Ewigkeit, das ist Spott und Hohn. Er verspottet selbst das Gebot Christi betreffend Nächstenliebe und Feindschaft, das den Haß ausschließt. Ich will die Spottworte, die Dieggen gebraucht hat, nicht wiederholen.

Bebel, der langjährige, einflussreichste Sozialistenführer, hat im deutschen Reichstag erklärt: „Auf dem Gebiete der Religion erstreben wir den Atheismus (Unglaube). Bebel hat manches geschrieben über Religion. Er behauptet, nicht ein Gott habe die Menschen erschaffen, sondern die Menschen auf niederer Kulturstufe haben in ihrer Phantasie sich Götter gebildet. Bebel hatte gelesen, der Glaube an Gott, an die Unsterblichkeit der Seele, die Erwartung eines Weltgerichtes sei schon mehrere Jahrhunderte vor Christus vorhanden gewesen, nicht nur bei den Juden, sondern auch bei den Heiden. Auch von den Hoffnungen der alten Römer auf einen kommenden Erlöser hatte Bebel gelesen. Und nun kommt Bebel und behauptet, das Christentum sei nichts als der Wirkstoff der Religion der Juden und Ägypter. Nur das billigt Bebel dem Christentum zu, daß es die Religion nach den anders gearteten Zuständen und Anschauungen der späteren Zeit modifiziert habe. Dann schreibt Bebel: „Die soziale Fäulnis des römischen Reiches war die Düngeerde, auf der das Christentum emporspross.“

Auf diese Anzählungen Bebel's muß ich doch sogleich einige Gegenbemerkungen machen: Ja, der Gottesglaube und der Glaube an die Unsterblichkeit der Menschenseele und an die Vergeltung von Gut und Böse nach dem Tode war in den Menschenherzen nicht nur einige Jahrhunderte, sondern Jahrtausende vor Christus. Die ältesten Urkunden über die Geschichte der Menschheit sind religiöse Urkunden. Sie geben Zeugnis von den Offenbarungen Gottes an die Menschen. Auch heidnische Völker kannten Offenbarungen und durch ihre Beziehungen zum israelitischen Volke

hatten sie auch Kenntnis von den Verheißungen eines kommenden Erlösers. Gerade diese Tatsachen, besonders die in den Urkunden der Juden niedergezeichneten Verheißungen von einem kommenden Erlöser nach der bestimmten Zahl der Jahrzehnte, die Bezeichnung des Dries seiner Herkunft, die prophetische Beschreibung seiner Wunderthaten durch Isaia und die Erfüllung von allen diesen Verheißungen durch Jesus, sollte einen denkenden Menschen überzeugen, daß ein göttlicher Geist die Jahrhunderte umfaßt und daß Jesus nicht bloß der „Proletarier“ von Nazareth ist, sondern der Gott, der verheißten war und gekommen ist, um die Menschen zu erlösen. Wahrlich, nicht wegen einem Proletarier von Nazareth, sondern weil Jesus der in der Fülle der Zeiten Mensch gewordene Sohn Gottes u. Erlöser war, sind die Aufstürzler übereingekommen, Jesus als den Mittelpunkt der Weltgeschichte anzuerkennen und mit seinem Geburtsjahre eine neue Zeitrechnung zu beginnen.

Die Urteile Bebel's über das Christentum sind grobe Lüge und bodenlose Gemeinheit. Sie finden ihre Seitenstücke in andern sozialistischen Schriften und Reden, so zum Beispiel im „Metallarbeiter“, der vor einigen Jahren geschrieben hat: „Das Christentum ist ein Neptil, dem man möglichst schnell den Kopf zerbrechen soll.“

Aus dem Gesagten wird es jedem Leser klar, was von der Gespögnigkeit sozialistischer Redner zu halten ist, die immer wieder behaupten: Wir sind nicht gegen das wahre Christentum, wie es Christus und die Apostel verkündet haben, wir sind nur gegen das Christentum der heutigen Kirchen. Derartige Behauptungen sind gut für die Agitation, zur Täuschung unkundiger Arbeiter.

Daß das, was die Sozialistenführer ihre „Religion“ nennen, mit dem Christentum in schroffem Gegensatz steht, ergibt sich auch aus dem Katechismus von alt Pfarrer Pflüger in Zürich. In diesem Katechismus steht nichts von einem persönlichen Gott, nichts von Geboten Gottes, nichts von einer unsterblichen Seele, nichts von der Gottheit Christi. Pflüger spricht zwar von Gott. Und er erklärt seinen Begriff von Gott also: „Gott und die Natur sind im Grunde eins. Natur nennen wir die Welt in ihrer äußeren Erscheinung und in ihrer Mannigfaltigkeit. Gott nennen wir die Welt in ihrem innersten Wesen und in ihrer Einheit.“ Das ist die Theologie Pflügers. Jesus ist nach Pflüger ein hohes sittliches Ideal, aber nur ein Mensch. Aus den Reden Jesu zitiert Pflüger einige Sentenzen, die ihm zu passen scheinen, gerade so, wie er Verse von Schiller und Goethe zitiert. Die Lebensanschauung Pflügers, wie sie in seinen beiden Katechismen zum Ausdruck kommt, ist diejenige von Häckel mit der Affentheorie. Diese Religion und Lebensanschauung ist wahrlich nicht Christentum, sondern steht in schroffem Gegensatz zum Christentum. Christ sein und zugleich Sozialist sein wollen, reimt sich ganz und gar nicht zusammen. Fortsetzung folgt.

Aus dem Fürstentum.

Der 30. Jahrgang der Mitteilungen des liechtensteinischen landwirtschaftlichen Vereins ist kürzlich erschienen.

Kürzlich die Vereinsnachrichten enthalten sie statistische Erhebungen über die landwirtschaftlichen Produkte u. ferner die revidierten Statuten und einen Bericht über die Alpwirtschaft.

Das Mitgliederverzeichnis ergibt über 500 Mitglieder. Den Schluß des hübschen Heftes bilden „Blaudereien über die Arbeiten im Obstbau“, „die Notwendigkeit der Samenbeize“, „eine widerstandsfähige Reblorte“.

Dem Verein und seinen „Mitteilungen“ ein mutiges „Vorwärts im Vertrauen auf die Güte der Sache“.

Maul- und Klauenkrankheit
Im Unterland mehren sich leider die Seuchenfälle. Nachdem in Schellenberg einige Ställe verseucht waren, sprang die Seuche auch auf Eschen und Mäuren über (je ein Fall).

Liechtenstein und Völkerverbund

Die Aufnahme von Liechtenstein in den Völkerverbund erscheint als ausgeschlossen mit Rücksicht auf den wüsten Umfang des Gebietes und der geringen Zahl seiner Einwohner. Der schweizerische Vorschlag, Liechtenstein zwar nicht als ordentliches Mitglied aufzunehmen, aber ihm eine Vertretung seiner Interessen im Völkerverbund zu ermöglichen, durch den Staat, der seine diplomatische Vertretung inne hat, stößt auf Schwierigkeiten.

Die beiden Damen blickten sich verdutzt an. Aber da schlangen sich auch schon zwei Arme von rückwärts um die Gräfin und die Stimme ihres Einzigen sagte herzlich: „Gott grüße dich, Mama, da bin ich wieder!“

„Magnus! Du? Welche Überraschung! So hat Evelyn doch recht gehabt. Sie ahnte nämlich, daß du uns bald durch deine Heimkehr überraschen würdest.“

„Wo ist Evelyn?“
„Vor einer halben Stunde ritt sie zu Melbers nach Lustbühl“, antwortete Frau Rosenheim. „Wie leid wird es ihr tun!“

Er blickte sich suchend um. „Und Modesta? War sie nicht eben noch hier?“
„Doch. Ich weiß nicht, was ihr plötzlich einfallen ist, wie närrisch davonzulaufen.“

Die Gräfin lächelte. „Sie wird sich plötzlich erinnert haben, daß man sie vielleicht auf Schönau ungeduldig erwartet. War sie doch zwei Tage nicht mehr drüben.“

Magnus Hüge waren plötzlich finster geworden. Nervös strich er über seinen Spitzbart. „So! Nun, was gibt es denn Neues hier? Hat sich etwas ereignet während meiner Abwesenheit?“
Niemand bemerkte die ungeduldige Spannung in seinen Augen bei dieser Frage, denn er hielt den Blick gesenkt.

„Nein, rein gar nichts.“ Dann stellte die Grä-

fin eine Menge Fragen nach Glaverversheim, die Magnus zerstreut beantwortete.

Seine Gedanken waren bei Modesta. Warum war sie geflohen vor ihm? Denn sie, die mit dem Gesicht gegen das Schloß zu saß, mußte ihn ja gesehen haben! Und war sie wirklich nach Schönau?

Es ließ ihm keine Ruhe und nach kurzer Zeit erhob er sich, um, wie er vorgab, die inzwischen eingelaufenen Postkutschen durchzugehen. Statt dessen freifte er im Park umher und suchte nach Modesta. Und je länger er suchte, desto größer wurde die heimliche Sehnsucht in ihm nach ihrem schmalen Gesichtchen mit dem ersten, dunklen Klagen.

Wenn sich auch noch nichts entschieden hatte, in ihren Augen, bildete er sich ein, würde er lesen ob.

Freilich, was ging's ihm eigentlich an? Viel! Unendlich viel! redete er sich ein. „Denn ich das nicht weiß, kann ich Widna keinen Bescheid geben, kann ich nicht entscheiden zwischen Nettenegg und Glaverversheim.“

Ein Gartenarbeiter, den er zufällig traf, teilte ihm endlich mit, daß das quädelnde Fräulein vor einer halben Stunde sehr eilig zum rückwärtigen Parktor hinausgelaufen sei. Das gab ihm einen ordentlichen Stich in die Brust. Bon dort stürzte ja der Waldbweg nach Schönau! Also doch! Zwar teilte sich der Weg an der Nettenegger Grenze; links ging es nach Verdstätten, rechts nach Schön-

au. Was sollte Modesta denn in Verdstätten tun? Sollte er ihr nach Verdstätten folgen? Warum nicht! Dann sah er die beiden doch gleich beisammen und konnte sich in dem besten Überzeugen, wie die Dinge standen.

Auffallend? Wah — war es nicht ganz natürlich, daß er seinen Freund Harald nach der Rückkehr begrüßen ging?

Erregt schritt er auf dem eingeschlagenen Weg weiter, verließ den Park und trat in den Wald ein. Für das sonnige, stille Waldweben, sonst sein Entzücken, hatte er heute kein Auge. Es war eine immer größer werdende Unruhe in ihm. Bitterkeit und ängstliche Erwartung. Denn immer bitterer empfand er die Tatsache, daß Modesta vor ihm gestanden war wie vor einem Feind. Und immer unruhiger wurde er bei dem Gedanken an die Gewissheit, die er doch suchte, der er arabegu nachließ. Die ganze Zeit in Glaverversheim hatte er kaum an etwas anderes gedacht als an die beiden.

Sie waren noch nicht öffentlich verlobt. Aber konnten sie es nicht heimlich sein? Konnte er sie nicht bei jeder Wegbegleitung finden — zärtlich — Arm in Arm — strahlend vor Glück?

Bei dieser Vorstellung kramte ihn plötzlich ein rasender Jörn die Brust zusammen, so daß er jählings stehen blieb. Die Hände aber ballten sich ihm zu Fäusten.

Und dann kroch lähmend ein dumpfer Schreck

durch seinen Leib. Was war das? Was ging denn nur in ihm vor?

Er sah sich darüber klar wurde, schreckte der leise Laut einer Stimme, die seitwärts hinter jungen Fichten ertönte, ihn auf. Es war Modestas Stimme. Und der, mit dem sie sprach, konnte ja nur Harald sein, den sie hier im Walde getroffen hatte! Vielleicht war es sogar ein verabschiedetes Stellbilden und sie war gar nicht vor ihm geflohen, sondern hatte sich nur plötzlich erinnert, daß der andere sie hier erwartete.

Zurück natürlich! Sie nicht stören! Fort — je schneller, desto besser; er wußte ja genug. Und trotzdem blieb er regungslos stehen und starrte auf die jungen Fichten, als seien seine Füße im Boden festgewurzelt.

Und dann trieb es ihn plötzlich vorwärts, wie von unsichtbarer Hand gehoben, näher zu den Fichten, hinein in das Gewirr verzweigelter Äste.

Aber schon nach wenigen Schritten blieb er zum zweitenmal regungslos stehen, gebannt durch das liebliche Bild, das sich ihm bot.

Ja, es war Modesta! Aber nicht mit Harald, sondern mit einer Anzahl kleiner Mädchen, die im Halbkreis um sie auf dem moosigen Boden einer Waldlichtung saßen. Und ihre feinen, weißen Hände flochten kleine Kränzchen aus Waldglocken, Ginster und tiefroten Steinweifen, die sie dann auf die